

sich der innerfamiliären Tradierung. Die zweite, in den 1960ern und 1970ern geborene Generation nehme zwar eine diskursive, hinsichtlich ihrer Deutung zum Teil stark unterschiedliche Neuverortung der Erzählungen ihrer Eltern vor. Diese „neue[n] Präferenzen in der Erinnerung an die Vergangenheit und der Ausbruch aus dem Familiengedächtnis“ (S. 239) würden allerdings nicht unbedingt einen Bruch mit familialen Loyalitätsbindungen nach sich ziehen. Kapitel VI fragt nach der Verortung der „anderen Opfer“ (S. 69) in den Erzählungen, wobei G. vor allem das Reden und Schweigen über Juden thematisiert. Sie konstatiert ein „Paradigma der Abgrenzung“ (S. 276), das zwischen den Generationen überliefert und in Erzählungen tauglich gemacht worden sei. Im darauffolgenden Kapitel identifiziert die Vf. mehrere „Paradigmen“, welche die Lebensgeschichten der Interviewten hinsichtlich ihrer Migrations- und Integrationserfahrung prägen: 1. das Paradigma der Distinktion, 2. die Konstruktion einer „Erzählheimat“ (S. 313), 3. die Konstruktion der Familiengeschichte als Kontinuitäten betonende Migrationsgeschichte und 4. das Lebendig-Bleiben von Migration und Integration in der Lebensgeschichte, indem diese Erfahrungen mit neuen Inhalten gefüllt werden.

G.s abschließende Bemerkung, dass im Sinne des „qualitativen Paradigmas“, dem ihre Arbeit folge, „keine verallgemeinerbaren Schlussfolgerungen noch das Fazit einer großen These“ (S. 357) zulässig seien, verwundert aufmerksam Lesende zunächst. Denn auf den vorangegangenen 350 Seiten werden ja sehr wohl Grundmuster binnenfamiliärer Tradierung präsentiert. Einem besser fundierten und auch differenzierteren Erkenntnisgewinn wäre es jedoch m.E. dienlich gewesen, wenn den (sehr unterschiedlichen!) Herkunftsregionen und Migrationskontexten der einzelnen Interviewten der Erlebnisgeneration bei der Interpretation, aber auch bei der Darstellung der Ergebnisse mehr Beachtung geschenkt worden wäre. Mitunter wäre G. dann auch dem geäußerten Bedürfnis, auf „verallgemeinerbare Schlussfolgerungen“ zu stoßen, besser nachgekommen.

In stilistischer Hinsicht ist unbedingt noch hinzuzufügen, dass beim Lesen der Eindruck entstand, dass die Arbeit von einem (nochmaligen?) profunden Lektorat stark profitiert hätte. Auch eine konventionelle Einleitung wäre letztendlich für die anfängliche Orientierung beim Lesen doch wünschenswert gewesen. Abgesehen davon liefert G. aber wesentliche erste Erkenntnisse über binnenfamiliäre Tradierung der Erfahrung der Zwangsmigration und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung gegenwärtiger deutscher Erinnerungsgeschichte.

Bielefeld – Wien

Melanie Dejnega

**Katherine Anne Lebow: *Unfinished Utopia*.** Nowa Huta, Stalinism, and Polish Society, 1949-56. Cornell Univ. Press. Ithaca – New York 2013. XIV, 233 S., Ill. ISBN 978-0-8014-5124-9. (\$ 45,-)

Die Industriestadt Nowa Huta – 1949 in der Nachbarschaft von Krakau gegründet – ist ein Sinnbild des Stalinismus in Ostmitteleuropa. Geplant als Heimstätte für die Arbeiter der gigantischen Lenin-Stahlhütte, verkörperte sie das Ziel von Polens kommunistischen Machthabern, eine neue Gesellschaftsordnung zu schaffen. Durch die Arbeit in den Stahlwerken und das Leben in der nach ideologischen Gesichtspunkten geplanten Stadt sollten Nowa Hutas Bewohner zu neuen Menschen geformt werden. Anne Applebaum hat Nowa Huta, neben Stalinstadt in der DDR und Sztálinváros in Ungarn, als umfassendsten Versuch ostmitteleuropäischer Kommunisten bezeichnet, eine „echte totalitäre Zivilisation“ zu schaffen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> ANNE APPLEBAUM: *Der eiserne Vorhang. Die Unterdrückung Osteuropas 1944-1956*, München 2013, S. 417.

In ihrer Kultur-, Alltags- und Sozialgeschichte Nowa Hutas zeichnet Katherine Lebow ein etwas anderes Bild von Polens sozialistischer Musterstadt. Dabei unterschlägt sie nicht, dass Repression und Ideologie für den Alltag der polnischen Gesellschaft jener Zeit wichtig waren. Im Anschluss u.a. an Jochen Hellbeck möchte sie jedoch die gelebte Alltagsideologie der Bewohner Nowa Hutas studieren. Während Hellbeck in seinen Studien des sowjetischen Stalinismus der 1930er Jahre Ideologie jedoch als allumfassend und hegemonial versteht, zeigt L. auf, dass die Aneignung ideologischer Inhalte soziale Dynamiken in Gang setzte, die die Herrschenden nicht kontrollieren konnten.<sup>2</sup> Und es waren nach ihrer Auffassung die dadurch entstandenen Arbeitertradition und Ideale, die Nowa Huta – neben anderen Faktoren – zu einer Hochburg der *Solidarność* in den 1980er Jahren machte.

L. entwickelt diese These in insgesamt sechs Kapiteln. Das erste ist der Planung Nowa Hutas gewidmet. Hier zeigt sie einerseits auf, dass Nowa Huta auf Plänen, Vorstellungen und Motivationen beruhte, die aus vor- und nichtkommunistischen Traditionsbeständen kamen, z.B. auf dem Wunsch, Polen zu modernisieren, oder auf städteplanerischen Konzepten der Vorkriegszeit beruhten. Andererseits arbeitet die Vf. heraus, dass auch der sozialistische Realismus keine Blaupause für die Konstruktion Nowa Hutas bereitstellte. Die Entwicklung Nowa Hutas war daher ebenso von Improvisation und Planlosigkeit geprägt wie von einem klar formulierten ideologischen Projekt.

In den folgenden vier Kapiteln widmet sich L. der Alltags- und Sozialgeschichte Nowa Hutas während des Stalinismus. Das erste ist der Herkunft der Einwohner gewidmet. Als sie in die im Aufbau befindliche Stadt kamen, hatten sie überwiegend eine von harschen Lebensbedingungen und starren Hierarchien geprägte dörfliche Lebenswelt hinter sich gelassen. Sie brachten daher den Wunsch mit, an der Entstehung einer modernen, urbanen Welt teilzuhaben (Kap. 2). Als dieser Wunsch jedoch mit den Realitäten vor Ort und den Vorgaben der lokalen Parteiführung kollidierte, entstand eine soziale Wirklichkeit, die, so L., oft chaotisch oder gar anarchisch war. Versuche, die Arbeiter durch Agitation und Mobilisierung in neue Menschen zu verwandeln, schufen unter ihnen vielmehr Vorstellungen einer „moralischen Gemeinschaft“ (S. 10) der Arbeiter, aus der Partei und Betriebsführung ausgeschlossen wurden (Kap. 3). Auch blieb Nowa Huta hinter den egalitären Zielen des Sozialismus zurück, wie L. in Kap. 4 zeigt, in dem sie Nowa Hutas Bewohner einer differenzierten Analyse unterwirft. Einerseits schildert sie hier die Situation von Arbeiterinnen, andererseits die Lage von Roma in der Musterstadt. Diesen sozialgeschichtlichen Teil des Buchs beschließt Kap. 5. Hier zeigt L., dass die kulturellen Erziehungsprogramme der Planer von Nowa Huta an einer Mischung aus fehlenden Ressourcen und der Renitenz der jugendlichen Bewohner scheiterten. In Polen entstand daher eine Art „moralischer Panik“, die weitverbreitete Ansicht über angeblich in Nowa Huta grassierende Prostitution und Kindsmord.

Kap. 6 spannt einen Bogen vom Ende des Stalinismus bis 1989. Hier vertritt die Autorin ihre These, dass die Stärke der *Solidarność*, der 90 Prozent der Beschäftigten in der Lenin-Hütte angehörten, nur vor dem Hintergrund des Stalinismus verständlich sei. Neben religiösen Traditionen bedeutete eine durch den Sozialismus geschaffene Arbeiteridentität eine wichtige Grundlage für Dissens und Widerstand.

L.s Buch ist ohne Zweifel ein innovativer Beitrag zur Kultur- und Sozialgeschichte staatssozialistischer Systeme. Besonders überzeugen kann ihr Ansatz, die Bedeutung von Ideologie nicht zu ignorieren, sondern auf die nicht-intendierten Konsequenzen zu schauen, die aus der Aneignung ideologischer Inhalte im Alltagsleben folgen. Auch das Bild einer Stadt, die oft mehr von Chaos und Spontanität als von einer ideologischen Blaupause

<sup>2</sup> JOCHEN HELLBECK: *Revolution on My Mind. Writing a Diary under Stalin*, Cambridge 2006; DERS. (Hrsg.): *Tagebuch aus Moskau*, München 1996.

geprägt war, kann überzeugen, auch aufgrund der breiten Quellenbasis der Arbeit. Einzig die recht unkritische Verwendung von Ego-Dokumenten, die überwiegend aus Memoirenwettbewerben stammen, führt bisweilen zu einer überzeichneten Darstellung eines von Idealismus geprägten Lebens in der Anfangsphase von Nowa Huta.

Bedauerlich ist, dass nur ein Kapitel der Geschichte Nowa Hutas nach 1956 gewidmet ist. So überzeugend es ist, die Stärke der Solidarność auch aus sozialistischen Traditionen erklären zu wollen, werden doch zu viele kausale Zusammenhänge zwischen Arbeitertraditionen und Solidarność nur angedeutet. Trotzdem ist L.s Buch eine sehr gelungene Studie, der eine breite Leserschaft und Rezeption in der zeithistorischen Ostmitteleuropafor-schung, aber auch in der Forschung zur Geschichte des Kalten Kriegs sowie zur Geschichte der Umsetzung moderner Ordnungsvorstellungen im 20. Jh. insgesamt zu wünschen ist.

London

Robert Brier

**Hans-Christian Dahlmann: Antisemitismus in Polen 1968.** Interaktionen zwischen Partei und Gesellschaft. (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Institutes in Warschau, Bd. 30.) fibre. Osnabrück 2013. 430 S., Ill. ISBN 978-3-938400-94-4. (€ 36,-)

Die Auseinandersetzungen in Polen im März 1968, betrachtet sowohl als demokratische Protestbewegung als auch als antisemitische Kampagne, fanden ihre Resonanz vor allem in der polnischen und englischsprachigen Fachliteratur. Deswegen sollte man ausdrücklich die Idee von Hans-Christian Dahlmann begrüßen, eine Dissertation auf Deutsch zu verfassen, die sich mit jenen Ereignissen auseinandersetzt. Dabei ist nicht nur die Idee, diese Arbeit zu schreiben, oder die sich daraus ergebende Chance, dadurch den Standpunkt einer völlig anderen Forschergeneration kennenzulernen, sondern vor allem die akribische und umfassende Recherche, die D. vorgenommen hat, zu würdigen. Neben den Akten aus den wichtigsten polnischen Archiven, etwa der Partei und des Sicherheitsdienstes, nutzte er auch Nachlässe von ausländischen Einrichtungen, wie die der Interessenvertretung Israels in Polen. Außerdem ist es ihm gelungen, über 60 Gespräche mit Zeitzeugen zu führen, was die informative Seite seiner Monografie zusätzlich stärkt. Eine genauere Analyse des Buches dämpft jedoch die anfängliche Begeisterung ein wenig.

Die ersten Zweifel entstehen bereits beim Titel, der eine Makrosynthese erwarten lässt. Der Einführung entnimmt man jedoch, dass sich der Vf. mit der Mikroebene beschäftigen möchte, indem er zu Recht feststellt, dass es in der Literatur eine große Zahl an Gesamtdarstellungen gebe. Nun lässt die Struktur der Arbeit jedoch keinen Zweifel daran, dass man es hier vor allem mit einer Makrosynthese zu tun hat. Von den acht Kapiteln bewegt sich nur eines auf der angekündigten Mikroebene, und zwar das zu den *case studies*. Das ist zu wenig und wirft Fragen nach den Proportionen der Studie auf.

Weitere Bedenken generieren die *case studies* selbst. Indem er die Interaktionen zwischen der Partei und der Gesellschaft analysiert, möchte der Vf. in Erfahrung bringen, ob der Antisemitismus im Jahr 1968 von unten oder von oben kam. Nun aber kann seine Mikroebene (zwei Forschungsinstitute in Warschau, wo sich völlig unterschiedliche Haltungen zum Antisemitismus entwickelt haben) keinesfalls repräsentativ sein. Die jüdischen Milieus waren in der Hauptstadt Polens nach 1945 ohne Zweifel präsent. War dies aber auch in den anderen Städten der Fall, etwa in Breslau, wo fast alle Bewohner als Vertriebene galten und die Haltung zum Antisemitismus eine völlig andere war als die in Warschau? Die Schließung eines jüdischen Theaters und einer Synagoge bzw. die zwar vorhandenen, aber geringen Schwierigkeiten waren doch nicht mit der Antisemitismushetze in der Hauptstadt zu vergleichen. Lässt sich außerdem wirklich eine Großstadt mit der Provinz vergleichen, um allgemeine Tendenzen über den tatsächlichen Charakter des Antisemitismus in Polen im Jahr 1968 zu zeigen? Hätten die Milieus in Warschau, die nichts mit der Naturwissenschaft zu tun hatten, also z.B. Historiker bzw. Literaturwissenschaftler an der Universität, genauso reagiert wie die durch die Staatspartei indoktrinierten Arbeiter?